

## **Sensus Non-Communis: Gegenwarten im Widerstreit**

Internationale Konferenz  
Universität Bonn, 13.-14. Juni 2024

Einer gängigen Auffassung zufolge ist die heutige Zeit charakterisiert durch eine radikale Nicht-Gemeinschaftlichkeit. "Wir sollten nicht betonen, was alle Menschen verbindet, sondern vielmehr das, was uns trennt [...]: Mitglieder einer Gruppe können die Erfahrungen anderer Gruppen nie wirklich nachvollziehen"<sup>1</sup> – so die Rede, die zunehmend Geltung beansprucht. Bei diesem Verweis auf Nicht-Teilbarkeit geht es nicht einfach um unüberwindbare Meinungsverschiedenheiten. Angezweifelt wird vielmehr die Möglichkeit, anschlussfähig zu kommunizieren, einander am selben Ort oder zur selben Zeit gegenüberzutreten, und sei es auch agonistisch. Ein solches Gegenübertreten, etwa im Kampf oder vor Gericht, meinte bekanntlich das deutsche Wort *Gegenwart* in seiner ursprünglichen Bedeutung. Die neue Nicht-Gemeinschaftlichkeit wäre demnach das Ende einer Gegenwärtigkeit, wie sie lange für gesellschaftliche, kulturelle und wissenschaftliche Prozesse bestimmend war.

Eine produktive Auseinandersetzung mit dieser Zeitdiagnose fände eine wichtige Ressource in der älteren Kritik am westlichen Universalismus. Horkheimers und Adornos *Dialektik der Aufklärung*, Lyotards *Le différend*, Saids *Orientalism*, die Arbeiten Gayatri Chakravorty Spivaks – um nur einige einschlägige Referenzen zu nennen – übten eine Fundamentalkritik an den universalistischen Ansprüchen westlicher Werte oder zeigten die Hypokrisie auf, mit welcher der kolonialistische Westen gegen seine eigenen Prinzipien handelt. Die aktuelle Diskussion um die Grenzen des Gemeinsamen nimmt viele der gleichen Fragen wieder auf und führt sie neu ausgerichtet weiter. Statt mit Spivak zu fragen, *ob* der Subalterne sprechen kann, wird jetzt gefragt, *wer* für wen sprechen darf. Während die Forderung nach Inklusivität voraussetzt, dass historisch unterdrückte Stimmen in einen als allgemein teilbar vorgestellten Diskurs aufgenommen werden können, scheint nun die Kritik an Formen kultureller Aneignung oder der Anmaßung des Verstehens marginalisierter Kulturen just dies auszuschließen. Die Relevanz der älteren Universalismuskritik für die aktuelle Debatte wäre noch zu erkunden. Aber auch die weit verästelte Geschichte des *sensus communis* selbst hält wertvolle Potentiale für die gegenwärtige Auseinandersetzung bereit, kommt doch die Behauptung einer Unüberwindbarkeit von Differenzen nicht ohne Appell an ein allgemein verfügbares Urteilsvermögen aus. In welchem Medium soll das Fehlen eines gemeinsamen Mediums und in welcher Gegenwart das Ende der Gegenwärtigkeit festgestellt werden? Mit "sensus non-communis" ist auch ein derart unhintergebar Geteiltes bei dem Anzeigen von

---

<sup>1</sup> David Brooks, "Universities are failing at inclusion", *New York Times*, 16. Nov. 2023 (Übers. Martyn).

Unteilbarem gemeint – einen möglicherweise doch geteilten Sinn dafür, was die eigene Sichtweise von denen anderer immer schon trennt. Umgekehrt ließe sich fragen, wie sich die Geschichte des *sensus communis* vor dem Hintergrund gegenwärtiger Diskussionen neu lesen lässt.

Historisch soll die Tagung eine Brücke zwischen vormodernen und gegenwärtigen Belangen schlagen. Frühneuzeitliche und aufklärerische Kontexte bieten reichlich Stoff für die Beschäftigung mit Fragen des *sensus communis* und *non-communis*, des Teilbaren und Unteilbaren, des Öffentlichen und Privaten. Es ließe sich etwa denken an: Hobbes' Figur einer geeinten Öffentlichkeit bei gleichzeitiger Wahrung des inneren, dem Individuum anheimgestellten Glaubens; Margaret Cavendishs Vision einer Politik des Gemeinsamen, die Fantastisches genauso einbezieht wie Nicht-Menschliches; Vicos *sensus communis* als Repositorium kulturübergreifender Topoi; Baumgartens ästhetisch-ethischen *nexus*; Shaftesburys *sensus communis* als Humor, Wielands kosmopolitischer Laune und nicht zuletzt Kants *sensus communis aestheticus*. Noch frühere Perioden, von Bernhard von Clairvaux bis zu Jakob Böhme, bieten weitere Perspektiven, wie etwa eine Universalität, die nicht an die Subjektivität gebunden ist, oder einen Begriff des Seins, der alle Individuation übersteigt. Insbesondere mit der mystischen Tradition verschieben sich die Bedingungen der Debatte vom interkulturellen Dialog auf die Beziehungen zwischen den Wesen und Arten. Für die genannten Autor:innen erweist sich nicht nur ein wie auch immer gearteter *sensus communis*, sondern auch ein *sensus non-communis* als das unausweichliche Band zwischen Wesen, die nichts gemeinsam haben außer ihrem gemeinsamen Ort, also der Gegenwart, die sie teilen, und dem Idiom oder den Gemeinplätzen, in denen sie kommunizieren. Die von Melvilles *Bartleby* wiederholte Formel "I would prefer not to" kann als Erinnerung an die unassimilierbaren Unterschiede dienen, die unser individuelles und kollektives Verständnis herausfordern und uns dazu anhalten, unsere "premises" – ein durchgängiges Wortspiel in *Bartleby* – als soziale Wesen und Mitglieder einer Gemeinschaft neu zu verhandeln.

Konzeption: Christiane Frey, David Martyn, Rochelle Tobias